
Religiös unmusikalisch? Ideologische Ziele einer Lehrergeneration?

Erfahrungen eines Schülers im Umgang mit 68er-Lehrern und ihren Lehrplänen

Michael Borchard

Über die Wirkungsgeschichte der 68er-Jahre wird viel diskutiert, aber kein Thema wird so heftig, so erbittert, ja bisweilen dogmatisch debattiert wie die Frage nach den Auswirkungen dieser Zeit auf die gegenwärtige Schul- und Erziehungsrealität. Die einen werfen den anderen verniedlichende Romantisierung der 68er-Bildungsoffensiven vor und jene antworten mit dem Vorwurf der Vereinfachung und Übertreibung. Was auf diesem bitter umkämpften Feld der Auseinandersetzung selten ist, sind Erfahrungsberichte von Schülern der geburtenstarken Jahrgänge, die von Lehrern der 68er-Generation unterrichtet worden sind. Es fehlen Berichte, die – einigermaßen authentisch und ohne den automatischen Anspruch auf objektive Geltung – persönliche Erlebnisse aus dieser Zeit schildern. Aus ihnen ergeben sich freilich bei einer Vielzahl von Lesern wiedererkennbare Bilder, die durchaus auf allgemeingültige Tatsachen Hinweise geben.

Dieser Text soll ein solcher persönlicher Bericht sein, der anhand von einigen wenigen Beispielen verdeutlichen soll, welche Erinnerungen einem ehemaligen Schüler von 68er-Lehrern durch den Kopf gehen. So wie es jedem Schüler seit Jahrhunderten geht, bleibt mir der Respekt vor guten Lehrern, die mich geprägt haben, die ihren pädagogi-

schen Auftrag vorbildlich erfüllt haben, die echte moralische und menschliche Autoritäten waren. Und mir bleiben Lehrer im Gedächtnis, die das krasse Gegenteil davon waren und negative Spuren hinterlassen haben. Dazu gehörten ältere und jüngere Lehrer – 68er und Nicht-68er.

Es ist also auch aufgrund persönlicher Erfahrungen nicht ganz einfach, einen gültigen Befund herauszuarbeiten, welche Wirkungen die „68er-Lehrer“, die es als geschlossene Gruppe so nie gab, tatsächlich auf meine Schülergeneration gehabt haben. Was bleibt vom Einzelfall abgesehen feststellbar und welche Faktoren, wie beispielsweise vorgegebene Lerninhalte, haben dabei auch eine gewisse Rolle gespielt?

Ich war auf einem neusprachlichen Gymnasium mit einem naturwissenschaftlichen Schwerpunkt in einer eher bürgerlich-ländlichen Gegend nahe einer Großstadt – insofern so etwas wie eine typische „Durchschnittsschule“ dieser Zeit. Wenn ich rückblickend etwa zwanzig Jahre nach dem Abitur wirklich so etwas wie persönlichen Ärger über die „68er-Lehrer“ verspüre, dann steht dabei nicht der klischeehafte moralinsaure Gutmensch mit politischem Aktivismus, näselnd jammernder Stimme, Strickpullover und langen Haaren vor meinen Augen, den Florian Illies so oder ähnlich in seinem Buch über meine Generation, über die sogenannte *Generation Golf*, beschreibt. Die Wirkmechanismen, die ich im Nachhinein wahrnehme, waren äußerlich unscheinbarer, aber inhaltlich wesentlich subtiler und nachhaltiger. Dabei steht nach meiner Ansicht die gezielte Missachtung, ja zum Teil sogar versuchte Beseitigung religiöser Traditionen an erster Stelle – ihr will ich die ganze Aufmerksamkeit dieses Beitrages schenken. Das alte sozialdemokratische Diktum der Religion als Privatsache – ein Leitsatz des Gothaer Programms von 1875 – war für einen guten Anteil der Lehrer meiner Schulzeit gesellschaftspolitisches und pädagogisches Ziel.

Der im Elternhaus religiös erzogene Schüler erhoffte sich vom schulischen Unterricht Antworten auf brennende Fragen und eine wissensbasierte Fundierung seines Glaubens: Welchen Einfluss hat das Christentum auf die Kultur und die Entwicklung meines Landes? Wie steht es mit den Wechselwirkungen zu anderen Religionen? Welche historischen Wirkungen hatte das Christentum? Was unterscheidet den Glauben evangelischer und katholischer Christen? Was bedeutet Spiritualität? Schon was den Religionsunterricht selbst betraf, blieben viele Fragen offen.

Der Blick in die Schulbücher und in die Schulhefte der evangelischen Mitschüler ließ schnell Gewissheit werden, was man ohnehin vermutete: dass der getrennt konfessionelle Unterricht in der durch unsere Lehrer unterrichteten Form eigentlich sinnlos erschien. In beiden Schulstunden erfuhren die Schüler getrennt voneinander viel Übereinstimmendes: Sie lernten Fakten über die Hindus, über Buddhismus, über den Islam etc. – durchaus spannend und mit erstaunlichen Erkenntnissen zur Parallelität zumindest der monotheistischen Religionen.

Die Religionen und Konfessionen aber, die Europa seit Jahrhunderten geprägt haben – das Judentum und das Christentum – spielten eher eine deutlich zurückgedrängte Rolle. Dass Religion auch im weltanschaulich neutralen Staat gewollt als eine der wichtigsten sinngebenden Institutionen der Gesellschaft mit Transzendenzbezug wirkt – trotz des jeweils unterschiedlichen Stellenwerts von Kirche und Religion in den verschiedenen Staaten Europas – kam ebenfalls nicht zur Geltung.

Gravierender war in diesem Sinne die Tatsache, dass nicht nur im Religionsunterricht selbst, sondern auch in anderen Schulfächern die religiösen Inhalte zunehmend in den Hintergrund gedrängt wurden. In meinem Geschichtsunterricht der Mittelstufe nahmen die Bauernkriege einen breiten Raum über viele Wochen ein. Von den konfessio-

nellen Auseinandersetzungen der frühen Neuzeit erfuhren wir beinahe gar nichts. Das Wort „Kulturkampf“ begegnete mir erst vertiefter im Studium. Ganz verhaftet in der Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich endete selbst für den Abiturienten mit Prüfungsfach Geschichte die in der Schule gelehrte Historie mit der Zeit kurz vor und nach der nationalsozialistischen Machtergreifung.

Der Musikunterricht war bis auf eine verschämte Kurzbehandlung der Matthäus-Passion von Bach frei von den ansonsten breiten Spuren einer über die Jahrhunderte währenden kirchlichen Musiktradition. Die konstitutive Bedeutung des christlichen Menschenbildes für die Politik und die Verfasstheit unseres Landes kam in keinem sozialwissenschaftlichen Unterricht vor. Nicht einmal die Errungenschaften der christlichen Sozialethik, die so grundlegend für unseren Begriff der „sozialen Gerechtigkeit“ sind, wurden in irgendeiner Form – auch nur andeutungsweise – im Unterricht durchgenommen.

In meiner späteren Tätigkeit als Redenschreiber habe ich gerne in Texten die „abgründig böse Tat“ der DDR-Bildungsministerin Margot Honecker angeprangert, die ganz bewusst jegliche religiösen Inhalte aus jeglichem Schulunterricht verbannt hatte. Im „stillen Kämmerlein“ ist mir – bei allen gravierenden Unterschieden, die es gegeben hat (vor allem der freie Zugang zu relevanten Informationen) – nicht selten bewusst geworden, dass in meiner eigenen Schulzeit unterschwellig eine ähnliche Tendenz geherrscht hat. An meiner und an vielen Schulen meiner Altersgenossen hatten „Religion“ und „Religiöses“ durchaus den Ruch einer exotischen und reaktionären „Nischenveranstaltung“.

Dabei gehört religiöse Grundbildung zu einem umfassenden Bildungsverständnis. Nach meiner Auffassung waren und sind die christlichen Traditionen, die ein wichtiges Fundament der Entwicklung von Staat und Gesellschaft

bilden, ein unverzichtbarer zentraler Bestandteil der Allgemeinbildung. Der Hinweis darauf, dass die zu Recht viel beschworene interkulturelle Kompetenz, der Dialog der Kulturen, zunächst die genaue Kenntnis der eigenen kulturellen Identität erfordert, klingt fast schon banal. Zu diesem kulturellen Kanon zählen neben jüdischen, abendländischen und antiken Wurzeln konstitutiv auch die christliche Tradition in Deutschland und Europa.

Schülerinnen und Schüler haben ein Recht auf Religionsfreiheit. Dazu gehört nicht nur die Freiheit von religiösen Überzeugungen, sondern immer auch die Freiheit, sich einen konfessionellen Religionsunterricht zu wählen oder ihn gegebenenfalls eben auch abzuwählen. Religionsunterricht und religiöse Orientierungsangebote in der Schule sind Teil einer umfassenden Persönlichkeitsbildung. Schülerinnen und Schüler sollen lernen, sich eine eigene Überzeugung anzueignen und in ihr zu leben.

Wie wenig diese Erkenntnis in den Köpfen politischer Entscheidungsträger verankert ist und wie sehr sich – besonders in einigen „Biotopen“ – die Intentionen der Relativierung christlicher Werthaltungen aus der 68er-Zeit in die heutige Zeit fortgesetzt haben und nachwirken, zeigt die jahrelange heftige Diskussion um die Einführung eines Pflichtfaches „Lebensgestaltung-Ethik-Religion“ in Berlin. Die Begründung, die aus den Reihen von SPD und der damaligen PDS zu hören war, sprach für sich: Die Aufgabe eines solchen Faches sei, die ‚Herkunftsreligionen zu relativieren‘ und damit zu mehr Toleranz zu erziehen.

Unter dem Banner der Religionsfreiheit überschreitet der Staat mit einem solchen nicht abwählbaren Werteunterricht seine Neutralitätspflicht, indem er die individuelle religiöse Orientierung durch eine staatliche „Pflicht-Werte-Überzeugung“ ersetzen will. Hier taucht der Dogmatismus der 68er-Jahre wieder auf – diesmal aber im Gewand des Staates mit dem Anspruch, Religion durch

eine vermeintlich aufgeklärte, im Kern aber ebenso ideologische Grundhaltung zu ersetzen.

Niklas Luhmann hat verdeutlicht, dass der Glaube zwar etwas sehr Persönliches ist, aber keine Privatsache. Der Glaube vermittele eine Orientierung, die tief in die Gesellschaft hinein wirke. In seinen systemtheoretischen Beschreibungen der Religion hat er die Idee verabschiedet, dass die Aufklärung über die gesellschaftliche Funktion der Religion schon imstande wäre, diese Funktion zu substituieren. Die gesellschaftliche Funktion von Religionen liegt nach Luhmann darin, eine Form von Sinn zu generieren, die nicht leicht von anderen sozialen Systemen übernommen werden kann.

Ausgerechnet eine der philosophischen Identifikationsfiguren der 68er, Jürgen Habermas, der sich selbst als „religiös unmusikalisch“ bezeichnet hat, hat in seinem herausragenden Dialog mit dem damaligen Kardinal Ratzinger, dem heutigen Papst Benedikt XVI., eine Absage an die Verabsolutierung einer säkularen Weltsicht erteilt: Die weltanschauliche Neutralität der Staatsgewalt erlaube nicht automatisch die politische Verallgemeinerung einer säkularistischen Weltsicht, so der Philosoph. „Säkularisierte Bürger dürfen, soweit sie in ihrer Rolle als Staatsbürger auftreten, weder religiösen Weltbildern grundsätzlich ein Wahrheitspotential absprechen, noch den gläubigen Mitbürgern das Recht bestreiten, in religiöser Sprache Beiträge zu öffentlichen Diskussionen zu machen. Eine liberale politische Kultur kann sogar von den säkularisierten Bürgern erwarten, dass sie sich an Anstrengungen beteiligen, relevante Beiträge aus der religiösen in eine öffentlich zugängliche Sprache zu übersetzen.“

So verstanden ist christlicher Religionsunterricht und sind religiöse Inhalte im Unterricht und Lehrerinnen und Lehrer, die dazu in der Lage sind, solche Inhalte überzeugend und vorbildhaft zu vermitteln, ein bedeutender Bei-

trag zu einem freiheitlichen Staatswesen und einem antiextremistischen Grundkonsens. Das christliche Menschenbild zu akzeptieren – gleich ob damit persönlicher Glaube verbunden ist oder nicht – bedeutet, den Mensch in seiner unantastbaren Würde in den Mittelpunkt allen Denkens und Handelns zu stellen und ihn unverfügbar für Ideologien zu machen, die politische Auffassungen verabsolutieren und totalitär umsetzen.

„Nun sag', wie hast du's mit der Religion?“, fragt das Gretchen in Goethes Faust besorgt ihren Verehrer und der weiß darauf bekanntlich nur ausweichende Antworten zu geben. Wenn es um die Mythen der 68er geht, ist der Umgang mit der Religion an den Schulen nicht etwa ein Beweis für mehr Toleranz und die unbedingte Achtung der Religionsfreiheit des weltanschaulichen Staates, sondern der Versuch, den Säkularismus, ja die „Abrechnung“ mit den religiösen Traditionen selbst zur Weltanschauung zu erheben.

Jörg Schönbohm hat diese „Sünde“ der 68er-Lehrer und Lehrplanschreiber und ihres Umfeldes im *Tagesspiegel* so beurteilt: „Sie protestierten gegen Ideologien und errichteten selber eine Ideologie. Sie schrieben sich Toleranz auf die Fahnen und waren im Kern zutiefst intolerant gegenüber anderen Überzeugungen. Sie wandten sich gegen die Religion und machten selber Heils- und Erlösungsversprechen. Sie predigten Vielfalt und erreichten Einfalt.“ Es bleibt die Zuversicht, dass die Anzeichen für ein langsam wieder erwachendes Interesse an den Religionen, die in jeder Shell-Studie der letzten Jahre konstatiert werden, langfristig von alleine einen Schlusstrich unter die „religiöse Unmusikalität“ der 68er setzen werden.